

DIE KALTEN NÄCHTE DER KINDHEIT

ROMAN

TEZER
ÖZLÜ

SUHRKAMP



SV

TEZER ÖZLÜ

**DIE KALTEN
NÄCHTE DER
KINDHEIT**

Aus dem Türkischen übersetzt
und mit einem Nachwort von
Deniz Utlu

Suhrkamp

Erste Auflage 2025
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag GmbH,
Berlin, 2025
© Tezer Özlü
© Kalem Agency, 2023
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Umschlagfoto: Badende im Hamman, Istanbul, 2020,
© Sabiha Çimen / Magnum Photos / Agentur Focus
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-43260-0

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

DIE KALTEN NÄCHTE DER KINDHEIT

DAS HAUS

Mein Vater hat die Trillerpfeife aus seiner Zeit als Sportlehrer behalten. Noch bevor er morgens den übergroßen gestreiften Pyjama auszieht, bläst er in seine Pfeife:

– Was willst du in der Armee, wenn du so empfindlich bist? Los, aufstehen! Aufstehen!

Er klingt wie eine Trompete.

Ich wache in Süms Armen auf, im frühen Morgenlicht. Ich frage mich, was die Streitkräfte in den Augen meines Vaters mit dem Leben in unserem Haus verbindet. Er verlangt im Alltag militärische Ordnung. Das steht fest. Wäre er reich, würde er vielleicht echte Trompeter vor der Tür aufspielen lassen. Die türkischen Männer der Generation meines Vaters lieben das Militär.

Jetzt sind wir nicht mehr in der Provinz. Die weiten Obstgärten zwischen den Holzhäusern sind in den stillen Kleinstädten zurückgeblieben. Und die stillen Kleinstädte in den Fünfzigerjahren. Die hohen Tannen Esentepes, unter denen wir gelbe und lila Krokusse aus dem schmelzenden Schnee pflückten, sind ferne Kindheitsbilder. Mit dünnen Beinen laufe ich in jenen hellen Sommertagen den Hügel hoch. Den kühlen Winden der Berge entgegen.

Die Allee, die in Saraçhanebaşı beginnt, reicht bis nach Edirnekapi – in ihrer Mitte ein breiter Fußweg mit hoch aufragenden Platanen. Zu beiden Seiten des Fußwegs fährt

8| die Tram mit ihren roten und grünen Wagen. Im Erdgeschoss der Gebäude entlang der Allee befinden sich Geschäfte, darunter ein, zwei Banken. Etwa auf halber Strecke geht ein gepflasterter Weg ab und führt den Hügel entlang nach Çarşamba. Dort, nach der zweiten Abzweigung links, wo sich die Straße rechts in eine Sackgasse krümmt, steht unser Haus. Dass wir in dieses Brandviertel gezogen sind, in dem er schon als Kind gespielt hat, erfüllt meinen Vater mit unvorstellbarer Freude.

Wenn ich mich nachts an meine Mutter schmiege, finde ich Schutz vor Kälte und Einsamkeit. An den Wintermorgen, auf dem Schulweg hinaus aus der Kleinstadt, kämpfen wir uns mit gesenktem Kopf gegen Schnee und Wind voran. Die Kälte reißt meine Hände auf, ich blute. Die Hügel, auf denen im Sommer die Kuhfladen trocknen, sind jetzt watteweiß vom Schnee. Von den Hausdächern hängen dicke Eiszapfen.

Wo es einst gebrannt hat, baut mein Vater das Haus, das er so sehr vermisst hat. Während sie den Grund ausheben, Sand und Kalk ankarren, Ziegelwände mauern, weicht er den Arbeitern nicht von der Seite. Kaum ist der Bau fertiggestellt, pflanzt er drei Kiefern im kleinen Garten.

Strom gibt es in der Kleinstadt nur am Abend, bis Mitternacht. Der Sommer taucht die Wege entlang der Holzzäune der Gärten in ein stilles Licht. Am Nachmittag krähen die Hähne. An den Berghängen grasen Kühe. An manchen Tagen halten die plattnasigen Busse von Istanbul nach Ankara auf dem Platz vor dem Uhrturm. Ich betrachte die Menschen, die in die Großstädte pendeln, mit Sehnsucht.

Und ich sage mir still: »Eines Tages werde auch ich diese fernen Welten kennen.«

|9

Jahre später sagt mein Vater:

– Jetzt habe ich einen Namen für dieses Haus: »Çelebi Apartman«.

Er lässt den Namen in Marmor gravieren und hängt die Plakette rechts neben die Eingangstür. Die Straße vor dem Haus ist gesäumt von einem illegal gebauten *Gecekondu* mit vielen Zimmern, die eine Großfamilie bewohnt. Die Trauerweide, die sie gepflanzt haben, ist gut gewachsen. In den Sommermonaten sitzen sie unter dem Baum. Nachts singen sie und trommeln auf einer Daf. Wir leben verwoben mit ihrem Lärm.

Im Erdgeschoss des Holzhauses liegt der hundertjährige Vater der Besitzerin schlohweiß im Bett. Ihm wachsen wieder Milchzähne. Er phantasiert von einer unendlichen Kutschfahrt in sein Dorf zurück. Die Frau kocht Milchkaffee auf der Glut, die sie aus dem Ofen schöpft. Weil wir noch Kinder sind, gibt sie uns nichts davon ab. Im kleinen Fenster hängen weiße Gardinen. In den Bäumen im Garten reifen Pflaumen. Ich betrachte ängstlich das dünne Bein, den großen Fuß und die langen Fußnägel des Großvaters, die aus dem weißen Laken ragen.

In unserem Haus sind wir zu sechst. Ich teile mir ein abgenutztes Metallbett mit Süm. Es ist das Bett, das meine Mutter als Mitgift in die Ehe gebracht hat. Kaum hat sie sich in die Kuhle der Matratze gelegt, schläft Süm ein. Auch ich suche am abschüssigen Matratzenhang nach Schlaf und denke über Gott nach. Ob es ihn gibt oder nicht. Ich bete zu

10| ihm, für uns alle. Bis zu jener Nacht, in der ich weiß, dass es keinen Gott gibt. Jetzt brauche ich nicht mehr zu beten. Ich kann denken, was ich will.

Jede Nacht schlafe ich in Süms Schoß. Morgen müssen wir uns trennen.

– Ich werde dich küssen,

sagt sie.

– Ich habe noch nie einen Mann geküsst.

– Du küsst meine Oberlippe und ich deine Unterlippe, sagt sie.

Wir machen, was sie sagt.

Wenn sie uns nur lassen würden. Ich in ihrem Schoß schlief. Wir einem inneren Impuls folgen und unsere Körper entdecken und einander lieben würden. Aufwachsen mit der Liebe, wie die Natur sie gibt. Wie das Kind im Mutterleib.

Auch Bunni schläft in unserem Zimmer. Bunni betet fünf Mal am Tag. Sie spricht die Gebete auf Arabisch. Wenn wir sie beim Beten ärgern, wird sie lauter. Auch nachts im Schlaf schreit sie, »Oh Gott, lieber Gott«. In den über neunzig Jahren ihres Lebens wiederholt sie nichts so oft wie das Wort »Gott«.

Im Bett liegend, fand ich immer nur schwer in den Schlaf. Hörte jedes Geräusch in der Umgebung, sah jedes Licht. Sogar in den stillen Nächten der Krankenhäuser hörte ich die Schreie aus der benachbarten Kinderklinik und konnte nicht schlafen.

Bunni steht früh auf. Kehrt die Asche aus dem Ofen. Legt das Brennholz hinein, verteilt darunter die Anzündstäbchen, schüttet etwas Öl drüber und steckt es in Brand. Das Brennholz knistert »knack, knack«. Das feuchte Morgengrau weicht langsam einer angenehmen Wärme und Helligkeit. Jetzt ist es Zeit für uns, aufzustehen. Ist das Zimmer noch nicht warm genug, drängen wir uns um den Ofen, bis der Tag beginnt. Im eiskalten Badezimmer waschen wir uns eilig mit noch kälterem Wasser das Gesicht und rennen dann zum Ofen zurück. Unsere schwarzen Schuluniformen liegen seit dem Vorabend bereit. Sie haben die Kälte der Nacht angenommen. Wir tragen sie zum Ofen und wärmen sie auf. Beim Ausziehen bekommen wir Gänsehaut. Bunni bringt uns auf einem großen Blech Tee, Quittenmarmelade und geröstetes Brot.

Ein Jahr später folge ich Süm aus der Provinz nach Istanbul. Süm zeigt mir, was sie Neues gelernt hat. In ein verdrecktes Waschbecken kippt sie Salz:

– Schau, das wird jetzt ganz sauber,
sagt sie. Reibt es ein.

– Siehst du?,
fragt sie.

Vor dem Kühlregal eines Supermarkts bleiben wir stehen:

– Wir trinken jetzt haltbare Milch,
sagt sie.

– Was ist das?,
frage ich.

– Man kann sie trinken, ohne vorzukochen. Schmeckt großartig.

Sie trinkt. Mir schmeckt es nicht.

Wir gehen ins Kino Atlas. Ein großer Saal. Den Film habe

12| ich nicht vergessen. *Die sündige Stadt*. Nach dem Kino kauft Süm geröstete Maronen. Sie hat sich schnell an die Stadt gewöhnt und sich dem Leben dort angepasst. Ich hingegen sitze immer noch träge unter den Pflaumenbäumen in den Gärten der Provinz.

Am Haken an unserer Tür hängen immer unzählige Kleider übereinander. Im kleinen Einbauschränk stapeln sich die Klamotten der ganzen Familie (bis auf die meines Bruders). Da er nicht tief genug ist, müssen wir die Kleiderbügel schräg hineinzwängen. (Der Schränk im Zimmer meines Bruders ist so groß, dass die Bügel problemlos reinpassen.) Auf dem Boden liegt ein Teppich. Die Vorhangschiene klemmt, der Vorhang ist zu schmal. Wir machen unsere Hausaufgaben am Tisch mit den zwei Schubfächern, den mein Vater noch in der Provinz hat schreinern lassen. Die Höhe der Schreibtischlampe lässt sich verstellen. Süm hängt Vaters Ratschläge an die Wand über dem Schreibtisch:

An meine Kinder:

1. Das Licht muss von links kommen. 2. Das Buch muss 30 bis 45 cm von euren Augen entfernt liegen. 3. Sobald ihr fertig seid, muss das Licht gelöscht werden usw. ... In der Hoffnung, dass ihr dieser Heimat gute Kinder werdet, wünsche ich euch viel Erfolg. Euer geliebter und aufopferungsvoller Vater. Name. Nachname. Unterschrift.

Nebenan befindet sich das Schlafzimmer meiner Eltern, das uns gleichzeitig als Wohnzimmer dient. Hier liegt der neueste Teppich. Den freien Platz neben dem Doppelbett nehmen vier große Sessel ein. Der lichtdichte Vorhang und der Tüll dahinter haben die Farbe der Sessel. Die neuen

Vorhänge decken die Fenster nun ganz ab. Morgens räumen meine Eltern ihr Bettzeug in unser Zimmer und breiten eine Decke übers Bett, das so zum Sofa wird.

(Überall in diesen Häusern werden Dinge angehäuft, jede Ecke ist vollgestopft.)

Zwischen meinem Vater und meiner Mutter scheint es keine Wärme, keine Liebe zu geben. Dass meine Mutter ihn als Mann nicht liebt, macht sie mit jeder Geste deutlich. Wie alle Kleinbürger sind sie durch Zwänge und geteilte Verantwortung miteinander verbunden. Jeder Morgen und jede Nacht ist ohne Liebe.

Sie haben nicht viel, aber auch nicht wenig Besuch. Meistens sind es »pflichtbewusste und heimattreue« Eheleute. Meine Eltern empfangen sie in diesem Zimmer. Sie träufeln ihnen Kolonya auf die Hände, reichen die Schale mit Bonbons herum und bieten Tee mit Keksen an. An Festtagen auch Likör und Schokolade. Wenn wir Gäste haben, redet vor allem mein Vater. Die Themen sind immer gleich. Schule. Pflicht. Erfolg. Konflikte mit der Hausverwaltung. Erfolg der Kinder. Wieder Schule. Wieder Pflicht.

Mein Bruder hat es gut. Er hat ein eigenes Zimmer. Ein Bücherregal, eine Garderobe, einen Gasofen, den er anzünden kann, wenn ihm danach ist. Er lässt mich seine Schuhe polieren. Als Erstes gründlich den Dreck abbürsten. Bücher bedecken die Wände seines Zimmers. Er geht sorgfältig mit ihnen um. Ohne seine Erlaubnis dürfen wir sie nicht anfassen. Trotzdem gehe ich in sein Zimmer, sobald er das Haus verlässt. Immerzu lese ich *Sisler Bulvarı*,

14| *Boulevard des Nebels* – vielleicht, weil ich jeden Tag an der Straße vorbeilaufe oder weil es ein Gefühl der Leere widerspiegelt oder weil alle darüber reden. Die wartenden Schiffe. Die Sehnsucht nach fernen Häfen. Die erträumten, aber unerreichbaren Geliebten.

Im Film *Der Mittler* läuft das Kind, zu Gast in einem aristokratischen Gutshaus, die breite Holzterrasse hoch in sein Zimmer. Wenn es allein ist, öffnet es die Vorhänge einen Spaltbreit. Schaut in den Himmel. Zum Mond zwischen den Wolken, der deutlich zu erkennen ist. Was für ein Rätsel die Erde und das Universum doch sind. Genau wie der Mond, den das Kind betrachtet: in der Leere.

Eine Geranie in der Küche und ein Gummibaum im Gästezimmer schmücken das Haus. (Gummibäume kann ich bis heute nicht ausstehen. Sie erinnern mich an die schwere, erdrückende Atmosphäre in kleinbürgerlichen Wohnzimmern, an Büros voller Zigarettenrauch, in denen nichts passiert, die Angestellten nur den ganzen Tag in Zeitungen blättern und die Wände anstarren.)

Die große Diele hat einen Fußboden aus Stein. Es ist dunkel hier. Von der Diele gehen die Zimmer und die Küche ab. Hier essen wir. Mein Vater wählt Glühbirnen, die kaum Licht spenden. Damit kein Strom verschwendet wird. Wenn irgendwo Licht brennt, wo gerade niemand ist, wird er böse.

Auf der Anrichte baut mein Vater Atatürk einen Schrein. Hier steht eine goldene Büste Atatürks. Daneben hisst er an einer dünnen Metallstange die türkische Flagge aus

rotem Satin mit aufgesticktem Halbmond und Stern. Besonders an Staatsfeiertagen möchte mein Vater, dass wir gemeinsam die Nationalhymne singen. Wenn niemand einstimmt, singt er sie mit seiner Trompetenstimme allein zu Ende. Und wenn sie im Radio die Nationalhymne spielen, steht er stramm. Von uns erwartet er dasselbe.

– Zuhause muss niemand strammstehen,
sagen wir.

Er begeistert sich auch für den Marsch von Harbiye und das Lied der Grenzsoldaten.

An sonnigen Tagen flutet das Morgenlicht die Küche. Von hier aus sieht man die Fatih-Moschee. Erst Jahre später versperren graue Plattenbauten die Sicht. Gerümpel auf jedem Balkon, Rufe aus jedem Fenster, Radio aus jeder Wohnung lassen keinen Moment der Stille zu.

Ich werde von Gedanken an den Tod verfolgt. Tag und Nacht denke ich darüber nach, mich zu töten. Es gibt keinen bestimmten Grund dafür. Leben ist gut, nicht leben ist genauso gut. Da ist nur eine Unruhe. Eine Angst, die mich dazu drängt, mich zu töten, es zu versuchen.

In einer dunklen Nacht, spät, stehe ich auf. Alle schlafen, wie jede Nacht. Das Haus ist kalt. Ich bemühe mich, so leise wie möglich zu sein. Ich schaufle mir Hände voll Pillen in den Mund, die ich seit Tagen gesammelt habe. Um mich nicht übergeben zu müssen, esse ich dazu ein Stück Brot mit Marmelade. Ich bin ein Mädchen. Ich will, dass mein toter Körper schön aussieht, und habe ihn den ganzen Tag dafür vorbereitet. Als gäbe es Menschen, an denen ich mich durch die Schönheit meines toten Körpers rächen will. Häuser, Sessel, Teppiche, Musikstücke, Leh-

16| rer, gegen die ich mich auflehnen will. Regeln, gegen die ich mich auflehnen will. Ein Schrei! Eure kleine Welt soll euch gehören. Ein Schrei! Still kehre ich zurück ins Bett. Es bleibt keine Zeit, um lange über den Tod und das Nichts nachzudenken. Vor meinen Augen jetzt bunte Felder. Es gibt nichts zu fürchten. Ich laufe über die Felder. Als lebte ich nicht in einer Stadt am Meer. Überall Felder. Inmitten von Gräsern, die sich im Wind biegen, bin ich allein. Gleich nimmt er mich auf, der Tod.

Ich wache auf einem dreckigen Kopfkissen auf. Ich lese die Buchstaben P. K. Sofort weiß ich, ich bin in einer Psychiatrischen Klinik.

– Sie haben mich gerettet,
denke ich.

– Hätten sie mich nur nicht gerettet.

Ich weine.

– Was für ein ordentliches Mädchen du bist,
sagt eine Patientin.

Ich schaue auf meinen Körper. Alles an mir verrottet. Meine Bettnachbarin fängt sofort an zu reden:

– Schau, hab keine Angst. Eine Weile bleibst du hier. Die lassen dich nicht gehen. Es ist auch gar nicht so schlecht hier. Ich bin Studentin. Hier habe ich Ruhe. Man gewöhnt sich daran. Bald magst du die Klinik. Du wirst sehen.

Ich höre nicht mehr zu. Aber der Gedanke, bleiben zu müssen, ist grausam. Sie rufen mich. Haben sie darauf gewartet, dass ich aufwache?

– Ich gehe,
sage ich zu den anderen Patientinnen.

– Kannst du nicht! Hier kommt man nicht raus. Sie sagen, wer glaubt, er könne gehen, sei wahnsinnig.

– Aber ich werde gehen.

Die kranken Frauen auf dem Krankenhausflur versammeln sich hinter mir.

– Sie denkt, sie kann gehen!,
rufen sie.

Und tatsächlich werde ich entlassen.

Ich habe zweieinhalb Tage geschlafen und erinnere mich an nichts.

Wir sind in der Diele bei uns zu Hause. Auch Günk kommt.
Mein Vater reicht uns Feigensaft:

– Wo es doch so schöne Dinge zu essen gibt, wer mag da
ans Sterben denken?,
sagt er.

(Bis heute bin ich mir nicht sicher, ob ich das nachempfinden kann.)

Die Gedanken an Selbstmord verfolgen mich nicht mehr.
Wie die meisten Menschen warte ich jetzt auf meinen natürlichen Tod.

Mein Bruder sagt:

– Warum hast du das getan?

– Lies Aziz Nesin, *Kazan Töreni*, *Das Kesselfest*, und seinen Roman *Zübük*,
sage ich.

So wie überall in den Seitengassen herrscht sonntags bei uns unerträglicher Lärm. Die ganze Familie ist zu Hause. Mein Vater zieht seinen Pyjama gar nicht erst aus. Meine Mutter korrigiert den ganzen Tag lang die Klausuren ihrer Schüler. Mein Vater, der Schulinspektor, schreibt unaufhörlich Berichte und liest sie anschließend laut vor.

18| Sonntag ist Badetag. Wir waschen uns der Reihe nach. An kalten Tagen stellen wir den großen Kupferkessel ins Zimmer mit dem Ofen. Wir beugen den Kopf darüber und waschen uns die Haare. Dann setzen wir uns hinein und waschen unsere Körper mit dem wenigen Wasser im Kessel. Bunni kümmert sich um alles. Kippt das Schmutzwasser in einen Eimer. Trägt ihn ins Bad und kommt mit sauberem Wasser zurück. Bunni ist unermüdlich. Bunni hat keine Aufgabe außer Waschen, Asche wegschaffen, Dreck entfernen. Das macht sie schon ein Leben lang. Sie kann mit bloßen Händen ins Feuer fassen.

Ihre ganze Welt besteht aus Wäsche, Abspülen, Beten, Fasten und Markt. Niemand bietet ihr mehr als das. Und sie will auch gar nicht mehr. Während sie uns mit der letzten Fuhre Wasser übergießt, segnet sie uns mit Gebeten auf Arabisch.

– Es gibt gar keinen Gott!,
ärgern wir sie.

– Bittet um Vergebung, ihr werdet brennen!,
ruft sie.

Sonntagabend gibt es Streit. Manchmal sind die Verwandten der Nachbarn über uns schuld daran. Alle laufen ins Treppenhaus und stürzen sich aufeinander. Brüllen sich an. Einer holt zum Schlag aus. Die Alten versuchen zu schlichten. Bunni ganz besonders.

Mein Vater ist sechsundsechzig und lebt noch immer mit seiner Mutter zusammen. Er bleibt für immer Bunnis Jüngster. Kommt er verschwitzt nach Hause, trocknet sie ihn ab. Erkältet er sich, zeichnet sie mit Jod Quadrate auf seinen Rücken. Erkältet er sich stark, zeichnet sie mit Jod

kleine Quadrate auf seinen Rücken. Hat er einen Unfall, legt sie ihn hin, deckt ihn zu und gießt Blei auf seinen Kopf.

| 19

Bunni mag ihre alten Kleider. Trägt nie etwas Neues. Seit sechzig Jahren zieht sie zu besonderen Anlässen dasselbe grüne Kleid an, das sie aus ihrem Stapel wühlt. Die Augen sind graugrün. Das Gesicht zerfurcht. Seit bald siebzig Jahren hat sie mit keinem Mann mehr geschlafen. Sie liebt das Leben. Und nichts interessiert sie mehr als ihre eigene Trauerfeier.

– Dein Vater soll eine Anzeige in der Zeitung aufgeben, wer weiß, wer dann alles kommt, sagt sie.

Und jetzt liegt sie im Koma. In den überfüllten Zimmern des Taksim-Krankenhauses ist niemand so alt wie sie. Niemand stirbt so schwer. Als hätte sie ihr Bewusstsein noch nicht ganz verloren. Im Versuch zu sterben noch redet ihr Mund im Schlaf von ihrem Leben. Ihre Zähne liegen in einem Glas am Kopfende des Bettes. Ihr Mund ein tiefes Loch. Als wollte sie sagen:

»... dieses Leben weicht nicht leicht ... ich versuche ja zu sterben ... aber schau, es ist nicht so einfach ... schau, es weicht nicht einfach aus dem Mund, dieses Leben ...« Sie grummelt, sie stöhnt. Als wollte sie sagen: »... es weicht, es weicht ... ich werde sterben ...« Sie hebt den Zeigefinger, stöhnt wieder.

Draußen ist es heiß. Ich schiebe den Kinderwagen in Richtung Taksim-Platz, der Asphalt ist ganz weich. Der Himmel ist strahlend blau. Blendendes Licht. Ich gehe mit meinem Kind zu Bunnis Beerdigung.